

Aus dem Inhalt:

Recht oder Barmherzigkeit?

Aussagen zum Tempelglauben –
Wie uns die evang.-luth. Kirche sieht

Auf der Warte:

»Ich sehe die Gefahr ...«

TREFFPUNKT

Gemeindemitteilungen

Recht oder Barmherzigkeit

Brigitte Hoffmann

Die beiden Maßstäbe von Gesetz und Religion

In der Geschichte von der Berufung des Zöllners Matthäus zum Jünger (Matth. 9,9-13) wird erzählt, wie Jesus sich anschließend mit »Zöllnern und Sündern« zusammen zum Essen setzt und wie die Pharisäer daran Anstoß nehmen. Jesus antwortet mit einem Zitat des Propheten Hosea: »Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer« und mit den Sätzen: »Die Starken (Gesunden) bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken« und »Ich bin gekommen, die Sünder zu rufen und nicht die Gerechten«. Das sind für mich zwei der schönsten und wichtigsten Jesusworte und vielleicht auch diejenigen, die am eindeutigsten christlich, jesuanisch sind.

Liebe zu Gott und zu den Menschen wird in allen Hochreligionen gepredigt, das berühmte Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe steht schon im Alten Testament. Jesus geht weiter: Er betont, daß die Liebe allen gilt, und in erster Linie den Armen, Kranken, Sündern, denen, die so leicht ausgegrenzt und verachtet werden, – sie sind es, die sie am meisten brauchen.

Das widerspricht nicht nur dem Reinheitskult der Pharisäer, es widerspricht auch dem »normalen« Verhalten, und es widerspricht unserer Vorstellung von Gerechtigkeit. Was ist mit denen, die sich ein Leben lang um Gott, um ein gutes Leben bemüht haben? Gilt ihnen Jesu frohe Botschaft nicht?

Und umgekehrt: die Zöllner sind wahrscheinlich Zöllner geworden, weil man in diesem Beruf einen guten Profit machen konnte, und haben dafür die Verachtung der Gesellschaft in Kauf genommen. Und nachdem sie dann sowieso ausgegrenzt waren, haben wohl die meisten von ihnen sich um moralische Maßstäbe nicht mehr geschert und haben betrogen, wo es ohne großes Risiko ging. Qualifiziert sie das, für Jesus die herausgehobenen Ansprechpartner zu sein?

So ist es wohl nicht gemeint. Der Evangelist Matthäus schiebt ein Zitat ein, das bei Markus und Lukas fehlt – vielleicht um genau dies zu verdeutlichen. Bei ihm sagt Jesus: »Geht aber hin und lernt, was das heißt: Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer (Hosea 6,6)«. Was heißt das?

Opfer und Barmherzigkeit sind nicht eo ipso Gegensätze. Wenn sie so gegenübergestellt werden, dann ist mehr gemeint. Dann ist Opfer nicht das erstgeborene Zicklein, das ein kleiner Bauer unter Mühen von Galiläa zum Tempel in Jerusalem bringt, sondern eine Geisteshaltung, die wohl unter dem jüdischen Establishment verbreitet war, zur Zeit der Propheten wie zur Zeit Jesu: durch das strenge Beobachten von Regeln sich Gerechtigkeit bei Gott und Ansehen bei den Menschen zu erkaufen – und dabei die Mitmenschen zu vergessen, beziehungsweise diejenigen, die anders leben, zu verachten.

Die so denken, sind die »Gerechten«, die Selbstgerechten, zu denen Jesus sich nicht gesandt fühlt, einfach deshalb, weil sie seine Botschaft gar nicht hören wol-

len. Sie brauchen keinen Trost und keine neuen Gedanken, sie haben sich zufrieden eingerichtet in ihrer Gesetzesfrömmigkeit. »Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken« – Jesus will denen helfen, die bedürftig sind, an Leib oder Seele.

Zwar gibt es in den Evangelien reihenweise Verdammungsurteile Jesu gegen die Pharisäer, aber dabei muß man in Betracht ziehen, daß die Evangelien zu einer Zeit geschrieben wurden, als die Ausgrenzung der jungen Christengemeinden aus der jüdischen Kultgemeinschaft in vollem Gange war, Haß und Unversöhnlichkeit auf beiden Seiten Vorurteilen und Pauschalurteilen Vorschub leisteten. Schaut man sich dagegen an, was, in den gleichen Evangelien, von Jesu Tun berichtet wird, dann verschiebt sich das Bild: er hat auch mit Pharisäern Gespräche geführt, sich auch mit ihnen zu Tisch gesetzt – mit denen, die dazu bereit waren. Es ging ihm nicht um die Verurteilung einer sozialen Gruppe, sondern einer Geisteshaltung.

Und nach der anderen Seite hin zeigt sich das gleiche Bild: Jesus hat ja nicht speziell für Zöllner, Prostituierte, Diebe gepredigt. Er hat nur diejenigen von ihnen, die zu ihm kamen, nicht abgewiesen. Er hat damit praktiziert, was er über Gott gelehrt hat: Was immer du getan hast, du darfst umkehren und wirst wieder angenommen. Aber umkehren mußt du selbst.

Das wird gerade auch an unserer Geschichte deutlich. Was Jesus zunächst getan hat, war einfach, daß er sich mit dem Zöllner Matthäus, den er soeben zum Jünger berufen hatte, zum Essen setzte. Und dann kamen die andern, Zöllner und Sünder, dazu.

Warum kamen sie? Der Text sagt nichts darüber. Kaum wegen des Essens – wenn sie sich wirklich an überzogenen Zöllen bereicherten, waren sie darauf nicht angewiesen. Vielleicht kamen manche aus Neugier, aus einer Art Sensationslust: da war ein Frommer, ein Prediger, der einen der ihren nicht ausgrenzte, nicht verachtete, sondern in seinen engsten Kreis aufnahm.

Wenn ihnen das aber so wichtig war – denen, die kamen, – dann kann man annehmen, daß sie, oder viele von ihnen, bewußt oder unbewußt unter ihrer Situation litten. Und Jesus ließ sie mit sich und seinen Jüngern essen – übrigens sicher auf Kosten des Matthäus, aber das war nicht wichtig. Wichtig war, daß sie mit diesem Akt als Menschen, als Gleichberechtigte anerkannt waren, – gemeinsames Essen hatte unter damaligen Juden eine sehr hohe Bedeutung.

Das war so wichtig, daß der Evangelist über das weitere gar nichts mehr erzählt. Sicher haben sie während des Essens geredet, vielleicht hat Jesus ihnen gepredigt. Wir können es nicht wissen. Was wir wissen können, ist: wenn er sie erreichen wollte, dann nur, indem er sie zuerst als Menschen annahm – in heutiger Sprache: ihnen ihre Würde als Menschen zuerkannte. Vielleicht sind manche seine Anhänger geworden, vielleicht haben ein paar tatsächlich ihren Sinn und ihr Leben geändert – oder ein bißchen geändert. Vielleicht hat einer irgendwann später einem andern Güte erwiesen, weil einmal ihm selbst Güte erwiesen worden war.

Was heißt es für uns? In unserer permissiven Gesellschaft gibt es keine ausgrenzenden Reinheitsgebote und wenig starre Regeln, und im allgemeinen kommen zu uns auch keine Sünder, die unsere Gemeinschaft suchen. Geht uns das alles eigentlich gar nicht so viel an?

Ich denke doch. Daß es in unserer Gesellschaft keine Gruppen oder einzelne gäbe, die – aus sozialen, ethnischen, persönlichen Gründen – ausgegrenzt werden, stimmt nicht. Ich nenne nur ein paar Stichworte: Türken, Asylsuchende, Zigeuner, Drogenabhängige – die Liste ließe sich verlängern. Persönlich sind die meisten von uns Templern damit nicht konfrontiert, weil wir durch unsere Berufe, auch dadurch, daß wir unser soziales Umfeld zu einem guten Teil innerhalb der Gemeinschaft haben, wenig mit solchen Gruppen, solchen Menschen in Berührung kommen. Geht es uns darum nichts an?

Wenn wir unseren Auftrag darin sehen, die Welt Reich-Gottes-ähnlicher zu machen, sollten wir dann nicht versuchen, an irgendeinem Punkt dazu beizutragen, Vorurteile und Spannungen abzutragen oder einfach zu helfen? Ich weiß, daß einige von uns das tun. Könnten es nicht mehr sein? Ich selbst habe mir das zwar schon überlegt, aber bis jetzt auch nichts getan.

Sicher, jeder hat nur eine begrenzte Kapazität und muß prüfen, ob und wo er sich zusätzlich einsetzen kann. Deshalb ist mir ein zweiter Punkt wichtig, denn der geht uns alle an. Vielleicht können wir die Quintessenz dieser Geschichte nicht allzu oft in unserem persönlichen Alltag umsetzen – aber es ist unabdingbar wichtig, daß wir sie in unser Denken aufnehmen, in unsere Maßstäbe für Gut und Böse: in den Grundsatz, daß, so wie Gottes Zuwendung uns allen als Menschen gilt, auch die unsrige den Menschen gegenüber nicht nur denen gelten soll, die sie verdienen, auch nicht nur unserer Familie und unseren Freunden, nicht nur der Gemeinde, sondern denen, die sie brauchen, die sie suchen, auch dann, wenn sie sie, aus unserer begrenzten Sicht, nicht verdienen.

Ob sie sie verdienen, können wir oft gar nicht beurteilen – der gleiche Akt einfachster Rücksichtnahme, der für den einen durch Erziehung oder Charakter eine Selbstverständlichkeit oder ein eigenes Bedürfnis ist, kann für den andern eine ungeheure Anstrengung bedeuten. Wir können auch nicht im vorhinein wissen, ob unsere Zuwendung den andern erreicht, ob sie ihm wirklich hilft, ob er sich ändern kann oder will – aber wir sollen es versuchen, bis zum Beweis des Gegenteils. »Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken« – das ist vielleicht nicht der einzige, aber ein unverzichtbarer Bestandteil christlicher Nächstenliebe.

Ich habe vorher schon darauf hingewiesen, daß die meisten von uns vielleicht gar nicht viel Gelegenheit haben, das in ihrem persönlichen Alltag umzusetzen. Warum ist es trotzdem so wichtig, sich über diesen Punkt klar zu sein?

Wenn nicht in unserem persönlichen Alltag, so doch im Leben der Gesellschaft spielt diese Frage, wie wir mit dem Schwachen, den »Kranken« in Jesu Worten, umgehen, eine ganz wichtige Rolle. Und wie wir darüber denken, spiegelt sich – wie unsere innere Einstellung überhaupt – in unseren Worten und Meinungen und

wirkt so auf unsere Umgebung weiter, bewußt oder unbewußt. So trägt jeder zur Meinungsbildung in seiner Gruppe, in der Gesellschaft bei und so auch, unmerklich und allmählich, zum menschlichen und politischen Klima – und damit vielleicht langfristig auch zu greifbaren Veränderungen. Am Beispiel des Umweltschutzes haben wir das erlebt.

Wir reden im Saal im allgemeinen nicht über Politik, weil Politik mit Sachverstand und nach anderen Grundsätzen als religiösen gemacht werden muß. Ob oder wie man z.B. den deutschen Kohlebergbau weiter subventionieren soll, kann nicht nach religiösen Gesichtspunkten entschieden werden, sondern danach, was wirtschaftlich sinnvoll, sozial und umweltpolitisch vertretbar ist.

Trotzdem gibt es meiner Ansicht nach immer wieder Punkte, wo Politik und Ethik, Politik und Religion sich so nahe berühren, daß wir uns schon fragen müssen, ob die Politik, die wir mit unserer Wählerstimme unterstützen, noch mit unseren religiösen Grundsätzen übereinstimmt oder nicht.

Ein Beispiel, das für mein Empfinden ganz eng mit unserem Thema zusammenhängt, ist die Drogenpolitik. Drogensüchtige sind vielleicht das sinnfälligste Beispiel für das Anliegen Jesu, in »Sündern« zunächst einmal Kranke, Hilfsbedürftige zu sehen: teilweise selbst schuld an ihrem Elend, dann aber gefangen in einem Teufelskreis, aus dem sie aus eigener Kraft nicht mehr herausfinden; von den meisten guten Bürgern als Abschaum gemieden; tatsächlich gefährlich, weil sie andere hineinziehen können, oft kriminell werden müssen, um ihre Sucht zu finanzieren; oft äußerlich abstoßend, vernachlässigt, aggressiv; aber eben auch: verzweifelt, Hilfe suchend. Wie gehen wir mit ihnen um, beziehungsweise – da wir selbst selten vor das Problem gestellt sind – wie wollen wir, daß mit ihnen umgegangen wird?

Man könnte ihnen, oder vielen von ihnen, helfen: weniger durch Therapieplätze, die knapp und teuer sind und meist nur zu kurzzeitigem Erfolg führen, wohl aber durch ärztlich kontrollierte Drogenabgabe an Süchtige. Das würde sie zwar nicht von der Sucht heilen, aber vom Elend: sie könnten wieder ein normales Leben führen. Einige Städte, in denen das bereits praktiziert wird, haben gute Erfahrungen damit gemacht. Bei uns wird das weitgehend abgelehnt mit dem Argument: der Staat darf nicht die Drogensucht unterstützen. Das erinnert mich an die Haltung der Pharisäer: wichtig ist die Trennung zwischen den Guten und den Sündern, was dann aus den Sündern wird, ist egal.

In diesem Fall hätte die menschlichere Lösung sogar für die Allgemeinheit noch erhebliche Vorteile: sie wäre billiger als jede andere Art der Drogenbekämpfung, die Kriminalität würde eingeschränkt, der Drogenmafia würde der Markt entzogen.

In fast allen anderen Bereichen aber muß man sich klar machen, wenn man nicht in Phantasterei abgleiten will: der menschliche Ansatz, den Jesus uns lehrt, ist auf den Einzelfall zugeschnitten. Jedem »Sünder«, der umkehren will, seine Vergangenheit nicht anrechnen, siebenundsiebzigmal vergeben: das können, das sollen wir dem Einzelnen gegenüber tun. Als allgemeine Regel für die Gesellschaft, als Gesetz für den Staat ist es nicht anwendbar. Jede Gesellschaft braucht

Strafen gegen Unrecht, zur Abschreckung, zur Aufrechterhaltung der Normen, und diese Strafen müssen für alle einigermaßen gleich sein. Kein Gericht kann einen Mörder freisprechen, nur weil er seine Tat bereut.

Das ist nicht christlich, aber es ist unumgänglich, und es ist uns so selbstverständlich, daß uns in diesem Fall der Widerspruch kaum auffällt. Es gibt andere Fälle, wo die beiden Maßstäbe viel härter gegeneinanderstoßen. Einer der herausragendsten ist das Asylrecht. Vom christlichen Standpunkt aus müßten wir alle aufnehmen, die bei uns Schutz oder Hilfe suchen, ausgenommen den relativ kleinen Prozentsatz von Betrügern, die nur Profit machen wollen. Aber ob jemand von zu Hause flieht, weil er dort von Folter bedroht ist oder weil er dort verhungert, ist unerheblich, gemessen an der Forderung Jesu, denen, die Hilfe suchen, sie nicht zu verweigern.

Wenn der Staat so handeln würde, hätten wir binnen kurzem den offenen Bürgerkrieg, und damit wäre niemandem geholfen, auch den Asylsuchenden nicht. Also muß es Einschränkungen geben, und sie müssen notfalls auch mit Gewalt durchgesetzt werden, auch mit Abschiebung derjenigen, deren Asylgesuch abgelehnt worden ist.

Nun gab es in den letzten Monaten immer wieder Berichte über Kirchengemeinden, die Flüchtlinge, die abgeschoben werden sollten, aufgenommen und gegen die Polizei zu schützen versucht haben mit der Begründung, ihnen drohe in der Heimat Verfolgung und Folter. Wenn das stimmte, wäre das Ablehnungsurteil zu unrecht ergangen, – aber gegen eine Gerichtsentscheidung der letzten Instanz gibt es keine Einspruchsmöglichkeit mehr. Ob es stimmt, wird sich in vielen Fällen kaum eindeutig feststellen lassen. Wer hat hier recht?

Ich persönlich habe große Achtung vor solchen Gemeinden. Sie haben gegen das geltende Recht verstoßen, und sie, oder die Verantwortlichen, müssen vielleicht auch mit Strafen rechnen. Aber sie haben eindeutig im Sinne Jesu gehandelt: »Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit.«

In einem Fall haben sie erreicht, daß die Sache noch einmal überprüft wurde. In jedem Fall haben sie erreicht, daß die Forderung der Barmherzigkeit gegenüber der Vorherrschaft des Zweckmäßigen, des wirklich oder scheinbar Notwendigen wieder einmal deutlich wurde.

Der Widerspruch ist nicht auflösbar. Aber wenn wir ihn uns bewußt halten, wenn immer wieder einer versucht, im Einzelfall die Barmherzigkeit durchzusetzen, dann kann das vielleicht dazu beitragen, daß auch das Notwendige, die Regeln und Gesetze, ein wenig barmherziger werden.

Genau das hat Jesus getan. Er hat nicht gefordert, die Regeln aufzuheben. Er hat nur – aber vielleicht ist dieses »Nur« ein Mehr – in vielen Einzelfällen für die Barmherzigkeit gekämpft. Die damalige jüdische Gesellschaft hat er damit nicht wesentlich verändert. Aber wenn heute in fast allen Staaten der Welt die Gesetze, z.B. das Strafrecht, im Vergleich dazu barmherziger geworden sind, dann geht das zu einem nicht geringen Teil auf seine Forderungen zurück.

Auf lange Sicht kann sich auch durch Gedanken und durch kleine Taten etwas verändern, – darum ist es wichtig, daß wir uns Gedanken machen, auch wenn wir das Gefühl haben, daß wir doch gar nichts, oder fast nichts, tun können.

(aus einer Saalansprache in der Tempelgemeinde Stuttgart am 19. Februar 1995)

AUSSAGEN ZUM TEMPELGLAUBEN

Wie uns die evangelisch-lutherische Kirche sieht

Wir veröffentlichen in der »Warte« häufig Zuschriften und Artikel evangelischer Theologen, und wir bringen Berichte anderer Gemeinschaften über uns. Sie sind immer positiv. Wir sollten aber nicht übersehen, daß das nur die halbe Wahrheit ist.

Im Auftrag des lutherischen Kirchenamtes der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) ist vor kurzem beim Gütersloher Verlagshaus das »Handbuch religiöse Gemeinschaften« in vierter Auflage erschienen. Die württembergische Landeskirche gehört dem VELKD zwar aus geschichtlichen Gründen nicht an, sie steht aber in Fragen des Glaubens mit dieser in einer Linie. Pfarrer aus der Landeskirche haben übrigens an diesem Handbuch mitgewirkt.

Die Tempelgesellschaft ist in dem Buch unter »Sondergemeinschaften«, mit »Sonderlehren und in einzelnen Fällen mit sektiererischen Zügen«, aufgeführt. Der Bericht besteht aus einer Kurzdarstellung der TG und dem Abschnitt »Stellungnahme und Ratschläge« für die kirchlichen Stellen.

Die Kurzdarstellung beschreibt die TG auszugsweise so: »Aus Unzufriedenheit mit den politischen und sozialen Verhältnissen wuchs in ihm (Christoph Hoffmann) die Idee, daß man das Volk Gottes in Jerusalem sammeln müsse, um das Reich Gottes auf Erden zu errichten. Die treibende Kraft für die Verwirklichung seiner Idee wurde der Lederhändler und ehemalige politische Häftling Georg David Hardegg.«

Die religiöse und theologische Motivation Hoffmanns wird nicht gesehen. Die Verdienste der Tempel für die Entwicklung Palästinas bleiben unerwähnt. Der Text zur heutigen Tempelgesellschaft lautet: »In Deutschland ist die Tempelgesellschaft auf Württemberg beschränkt.(...) Seit 1952 hat die TG keinen gemeinsamen Vorsteher, sondern nur je einen Gebietsleiter für Australien (Melbourne) und Deutschland (Stuttgart)«.

Zum Glauben des Tempels steht in dem Artikel: »Die TG sieht die geistige und leibliche Vervollkommnung des Menschen als ihre Aufgabe an und erstrebt die Errichtung des Reiches Gottes auf Erden.(...) Der Glaube an das Reich Gottes als den von den Propheten beschriebenen vollkommenen Zustand der Menschheit macht den Menschen vor Gott gerecht und reinigt ihn von Schuld und Sünde. Die altkirchlichen Bekenntnisse werden weder dem Wortlaut noch dem Sinne nach übernommen. Gott ist das Welt-Ich, die Präexistenz Christi wird geleugnet, die

Rechtfertigung aus Gnade abgelehnt. Der Heilige Geist gilt nicht als Person. Die trinitarischen Aussagen im Athanasium und Nizäum seien 'der größte Unsinn, der je über eines Menschen Lippen gekommen ist' (Sendschreiben 40).«

Der zweite Teil des Berichts, der aus der obigen Beurteilung hergeleitet wird, ist nachstehend ungekürzt wiedergegeben:

»Stellungnahme und Ratschläge

1. Da die TG keine Taufe kennt, kann die Frage der Taufanerkennung nicht akut werden. Sollte ein Mitglied der TG sich darauf berufen, daß er getauft sei, müßte er sowohl den Vollzug als auch die Art des Vollzugs nachweisen.

2. Da die TG keine Taufe kennt, ist die Frage nach dem Auftreten evangelisch-lutherischer Paten gegenstandslos.

3. Eine Patenschaft eines Mitgliedes der TG ist nicht möglich.

4. Ungetaufte Templer-Kinder, die sich zur Konfirmation melden, sollen nach dem Ausscheiden aus der TG den evangelisch-lutherischen Unterricht erhalten und sind dann zu taufen.

5. Eine evangelisch-lutherische Trauung zwischen einem evangelisch-lutherischen und einem templerischen Partner ist nur möglich, wenn der templerische Partner die Trauung ausdrücklich bejaht und sich nicht gegen eine evangelisch-lutherische Kindererziehung ausgesprochen hat.

6. Bei einer templerischen Trauung zwischen einem evangelisch-lutherischen mit einem templerischen Partner entfallen kirchenzuchtliche Maßnahmen, wenn die Familie evangelisch-lutherisch werden soll. Sonst ist nach Vorschlag 2 und gegebenenfalls 1 zu verhandeln.

7. Zwei Angehörige der TG, bei denen eine templerische Trauung nicht möglich ist, sollen auch nicht aushilfsweise von einem evangelisch-lutherischen Pfarrer getraut werden.

8. Ein Angehöriger der TG kann aushilfsweise von einem evangelisch-lutherischen Pfarrer bestattet werden.

9. Die gastweise Zulassung von Templern zum Abendmahl ist nicht möglich.

10. Eine Teilnahme von evangelisch-lutherischen Christen an Versöhnungs- und Verbrüderungsfesten der TG ist nicht möglich.

11. Ein Anschluß an die TG bedeutet Scheidung von der evangelisch-lutherischen Kirche (vgl. Vorschlag 1). Bei Templern, die auch der evangelisch-lutherischen Kirche angehören, ist die Auflösung der Doppelmitgliedschaft anzustreben, weil ein Anschluß grundsätzlich Scheidung von der evangelisch-lutherischen Kirche bedeutet (vgl. Vorschlag 2 bzw. 1).

12. Der TG können keine kircheneigenen Räume zur Verfügung gestellt werden.«

Die erwähnten Vorschläge 1 und 2 zeigen Vorgehensweisen für das seelsorgerliche Gespräch der Pfarrer auf. Nach Vorschlag 1 ist dem Gemeindemitglied freundlich und brüderlich, aber klar, zu sagen, daß es sich von der evangelisch-

lutherischen Kirche geschieden hat. Der Vorschlag 2 empfiehlt dem Pfarrer »erst einmal Verständnis für die Lehrunterschiede zwischen der lutherischen Kirche und der in Rede stehenden Sekte zu schaffen«.

Auf einen Kommentar zu diesen Ausführungen wird hier verzichtet. Vielleicht können die Leser ihre Meinung an die »Warte« schreiben. Das Handbuch ist im Klubraum des Gemeindehauses für alle Interessierten ausgelegt.

Otto Hammer

Auf der Warte

»Ich sehe die Gefahr ...«

Es bedarf keiner Beweise durch Statistiken, daß wir es weltweit – und auch in Deutschland – mit einer beängstigenden Zunahme von Gewalt zu tun haben. Mit vielen anderen sehe ich die Gefahr, daß wir uns nach und nach daran gewöhnen. Beim Fernsehen ist dies bereits der Fall. Jede Woche werden bei uns 25 Stunden »Gewalt pur« gesendet. Untersuchungen haben ergeben, daß Personen, die im Grunde Gewalt ablehnen, dennoch gerne Gewaltsendungen anschauen. Derzeit ist jeder fünfte Deutsche der Ansicht, daß manche Konflikte nur mit Gewalt zu lösen seien.

Auf allen Feldern des öffentlichen und privaten Lebens ist eine Zunahme von Gewalt zu erkennen. Hier einige Beispiele: Gewalt gegen Kinder, Gewalt in der Schule, Gewalt in der Ehe, Gewalt in den Medien, Gewalt auch im Sport, mehr Gewalt gegen Alte, Gewalt im Straßenverkehr usw. Nach einem überharten Freundschaftsspiel Deutschland-Brasilien sagte Bundestrainer Vogts: »Diese Härte ist internationaler Standard!«

Das gilt leider nicht nur für den Sport. Derzeit wird jeder vierte Bundesbürger über 60 einmal im Jahr Opfer einer Gewalttat, z.B. Taschenraub, Einbruch usw. Man meint, ein Gewalt-Bazillus liege in der Luft und früher oder später würden alle von dem Bazillus »Brutalität« befallen. Eine Eiszeit in den Köpfen und Herzen der Menschen ist offenbar ausgebrochen.

Die meisten Menschen reagieren auf Gewalt mit Empörung. Die Gewalttäter sind selbstverständlich die anderen. Das aber ist falsch. Es ist eine irrige Annahme, daß Aggression und Gewalt nur ein Erbeil einiger Außenseiter, Asozialer und Streitsüchtiger sei. In Wirklichkeit tragen wir alle ein Potential an Gewalttätigkeit in uns. Gerade wir normalen und anständigen Bürger können zu Gewalttätern werden. Beim sexuellen Mißbrauch von Kindern beispielsweise ist der Täter oft der gute Onkel oder der nette Nachbar. Das in uns schlummernde Gewaltpotential sollte uns selbstkritisch machen.

Aber es ist nicht immer nur der Einzelne, von dem Gewalt ausgeht; es gibt auch das, was wir »strukturelle Gewalt« nennen. Schuld an der Gewalt ist dann nicht der Einzelne, sondern das System. Ich gebe dafür drei Beispiele:

Viele Arbeitnehmer z.B. werden nicht arbeitslos, weil sie schlecht ausgebildet

oder arbeitsunwillig sind, sondern weil der Markt »bereinigt« wird und die Erträge »gesteigert« werden sollen. Die Arbeiter z.B. von Bischofferode haben die Gewalt des Mammons bitter erleiden müssen. Die Schwächeren werden erbarmungslos an den Rand gedrängt. Ein Symptom dafür sind die über 800 000 Obdachlosen in Deutschland.

Ganz aktuell ist die sogenannte »ethnische Gewalt«. Völkische Minderheiten, wovon es 5000 auf der Welt gibt, werden zunehmend mit brutaler Gewalt unterdrückt und das nicht nur in Jugoslawien. Und diese Gewalt führt zu Gegengewalt. Bessere Lösungen wären Akzeptanz und Toleranz!

Es müssen also nicht nur die Menschen, sondern auch die Strukturen geändert werden. Alle regen sich darüber auf, daß man in Florida, speziell in Miami, seines Lebens nicht mehr sicher ist. Eine Hauptursache für die Gewalttätigkeit rund um Miami ist, daß die Hälfte der dortigen Bevölkerung unter der Armutsgrenze lebt. Man hat jetzt die Zahl der Polizisten verdoppelt. Langfristig wirksamer wäre wohl, die Einkommen zu verdoppeln.

Mit einer Verschärfung des Strafrechts allein lassen sich die Gewaltprobleme nicht lösen. Hinter jeder Gewalttat steckt eigentlich ein Defizit. Es sind die menschlichen Defizite. Man hat keine Zeit füreinander, keine Geduld miteinander, keine Achtung voreinander! – Das Beispiel Amerika zeigt, daß weder eine allgemeine Bewaffnung der Bevölkerung, noch die Einführung einer Todesstrafe zum Rückgang der Gewalttätigkeit führt.

Alle, die mit Jugendlichen zu tun haben, wissen, daß glaubwürdige Autorität, sachgemäße Normen und einsichtige Ordnungen die Bereitschaft zur Gewalt vermindern. Sehr hilfreich gegen Gewalt sind Anerkennung und Lob. Der gedemütigte Mensch ist auf Vergeltung und Rache aus. Noch immer gilt das Wort: »Wer Unterdrückung zuläßt, der ist mitschuldig am Verbrechen.«

Auf der Suche nach theologischen Beiträgen zu unserem Thema werden wir das Leben und die Worte Jesu neu zu bedenken haben. Jesus preist die Sanftmütigen und die Friedfertigen glücklich (Matthäus 5,5+9).

Zum Abschluß dieses schwierigen Themas möchte ich Ihnen, verehrte Warte-Leser, noch kräftig die Hand schütteln. Warum das? Ich möchte Sie auf den ursprünglichen Sinn des Händeschüttelns aufmerksam machen. Zwei Männer gehen aufeinander zu, indem sie die rechte Hand ausstrecken. Damit sagen sie: Schau her, ich bin unbewaffnet! Von mir hast du nichts zu befürchten und, wie ich an deiner ausgestreckten Hand sehe, ich auch nicht von dir. Dieser Friedensbrauch wurde im Verlauf der Zeit ausgeweitet, von den unbewaffnet ausgestreckten Händen kam es zum freundschaftlichen Händeschütteln.

Ich schließe mit dem lateinischen Sprichwort: dum spiro, spero: solange ich atme, habe ich Hoffnung. Das gilt auch im Blick auf die Gewalt.

Willi Bidermann, Pfarrer i.R.